Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 323. **Freitag** den 5. Juli 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. Juli.

Die mehrfach in der Presse aufgestellte Behauptung, der **Kaiser-Wilhelm-Canal** sei nicht tief genug für die größten deutschen Kriegsschiffe, hat die „Deutsche Warte" veranlaßt, sich mit einer Bitte um Auskunft an diejenige Persönlichkeit im Reichsamt des Innern zu wenden, die „allein eine authentische Auskunft hierüber zu geben in der Lage ist und der aus Anlaß der Eröffnung des Nord-Ostsee-Canals ganz besondere Auszeichnungen zu Theil geworden sind". Das Blatt will dort folgende Auskunft erhalten haben:

„Der Nord-Ostsee-Canal ist durchweg 9 m tief gebaut und für alle Schiffe der Welt passirbar. Nur bei der Schiffsbrücke zu Grünenthal, wo vor 2 Jahren ein Erdrutsch stattgefunden hat, ist die Tiefe des Canals bis jetzt erst wieder auf 8 m gebracht. Erdrutschungen sind aber bei Canälen wie bei den Eisenbahndämmen etwas ganz Unvermeidliches und kommen im Suez-Canal sehr häufig vor. In Voraussicht dieser Möglichkeit hat die Regierung denn auch einen so großen Etat für dauernde Bagger-Arbeiten ausgesetzt. Hiermit ist die Antwort auf die bereits öffentlich aufgeworfene Frage gegeben, warum die großen Panzer 1. Classe unserer Flotte den Canal noch nicht passirt haben. Obwohl die Tiefe des Canals bereits für alle Schiffe ausreicht, so hat man doch mit Rücksicht auf die noch nicht bis auf 9 m Tiefe gebrachten Arbeiten bei Grünenthal dieselben vorläufig nicht passiren lassen. Dafür, daß mehrere Kriegsschiffe bei der Durchfahrt aufgelaufen sind, giebt es nur einen Grund: die mangelhafte Steuerfähigkeit der großen Schiffe bei verminderter Geschwindigkeit. Die Tiefe des Canals kann in allen Fällen gar nicht in Frage, sondern allenfalls die bisher nicht genügende Vertrautheit der Lootsen mit dem Fahrwasser. Es liegt also hier nicht eine Kinderkrankheit des Canals, sondern der Schiffahrt vor. Denn selbst die Curven, die ursprünglich mit 750 m Spannung gebaut werden sollten, haben thatsächlich eine Spannung von 1000 m erhalten, so daß die allergrößten Meerschiffe den Canal ohne Gefahr passiren können, ihn auch bereits passirt haben. Der „Kaiser Wilhelm", an dessen Bord wir uns selbst befanden, hat nicht, wie fälschlich behauptet wird, mehrere Stunden, sondern nur dreiviertel Stunden festgesessen. Dieses Schiff fuhr in einer Curve direct auf die Böschung zu und blieb 30 Meter vom Fahrwasser entfernt stecken, nur weil das Steuer versagte; lediglich aus demselben Grunde sind auch andere Schiffe aufgelaufen. Im Suez-Canal kommen derartige Fälle toto die vor und Niemand wundert sich darüber. Es ist traurig, zu sehen, wie die deutsche Presse (?) das große nationale Werk — wir dürfen es bei aller Demuth so nennen, und demüthig sollen wir ja immer sein — jetzt auf alle Art in den Augen des Volkes zu verkleinern bemüht ist. Das sollte man doch dem Ausland überlassen! Wenn man uns ins Gesicht behauptet, der Nord-Ostsee-Canal sei unvollendet und unzulänglich der Oeffentlichkeit übergeben worden, so haben wir darauf nur die eine Antwort: daß Seine Majestät uns und alle verantwortlichen Mitarbeiter am Canal nach Spandau hätte schicken müssen."

Die obigen thatsächlichen Angaben klingen durchaus glaublich; aber warum erfolgt in einem Falle von solcher Bedeutung die Richtigstellung nicht alsbald im „Reichsanzeiger"? Wäre in diesem beim ersten Auftreten der Behauptung, deren Widerlegung die „D. Warte" erst hat herauspressen müssen, eine Klarstellung erfolgt, so wäre es jetzt nicht nöthig, über die Verbreitung jener Behauptung zu jammern.

Die freisinnige Presse verräth bei der Beurtheilung ausländischer Verhältnisse einen Ton sonst, den sie in innerpolitischen Fragen zu benutzen sich hartnäckig weigert. So finden wir in der „Vossischen Zeitung" eine sehr verständige Erörterung über die Ursachen des Rückgangs des **Außenhandels Frankreichs**. Dem französischen Handelsminister Lebrq, der dieser Tage sich über den Gegenstand ausgelassen und an zweiter Stelle die theuren Preise als einen Grund der geminderten Concurrenzfähigkeit seines Landes angeführt hat, erwidert das Blatt, dieser Grund sei thatsächlich der erste und einzige. Man wisse dies auch schon lange in Frankreich, habe sich aber dort selbst mit der Ausrede getäuscht: „Wenn unsere Gewerbeerzeugnisse theurer sind als die der anderen Völker, so ist es einfach, weil sie besser sind. Wir arbeiten nicht billig und schlecht." Dazu bemerkt die „Vossische Zeitung": „Das ist heute eitel Flunkerei. Die deutschen und englischen Waaren sind jetzt ebenso schön und ebenso gut wie die französischen, und sie sind trotzdem weit billiger, oft um die Hälfte. Da ist für Frankreich ein Wettbewerb nicht länger möglich, Frankreich kann einfach nicht so billig arbeiten, wie seine Nachbarn. Es trägt zu schwere staatliche und private Lasten. Es hat jährlich 4000 Millionen für seine öffentlichen Bedürfnisse aufzubringen, das heißt über 105 Fr. für jeden Kopf, während der Engländer fast genau die Hälfte, der Deutsche etwas mehr als die Hälfte zahlt." Die Summe stimmt nicht ganz, aber annähernd. Was den französischen öffentlichen Aufwand so unverhältnißmäßig hoch im Vergleich zu anderen Staaten steigert, ist die enorme Staatsschuld. Das sagt die „Voss. Ztg.", aber sie vergißt hier zuzufügen, daß die 30 Milliarden betragenden staatlichen Verpflichtungen gut zur Hälfte durch den Krieg von 1870/71 erwachsen sind. Diese kolossale Belastung erweist die Richtigkeit des Satzes, daß ein den Wehrverhältnissen der Nachbarstaaten entsprechendes Heeresbudget eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit ersten Ranges ist, ein Satz, dem die freisinnige Presse jedesmal die Giltigkeit abgesprochen hat, wenn es galt, die deutsche Kriegsmacht auf der Höhe der französischen zu erhalten.

Der „Diplomat" des **Pariser** „Figaro", Whist, warnt seine Landsleute vor dem Wahne, das Einvernehmen zwischen Frankreich und Rußland sei hauptsächlich zu dem Zwecke eines Offensivkrieges gegen Deutschland zu Stande gekommen. Das giebt er freilich zu, daß, wenn Deutschland eines Tages mit äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, die es der Handlungsfreiheit beraubten, keine menschliche und göttliche Macht Frankreich verhindern könnte, den Frankfurter Vertrag zerreißen zu wollen. Darüber ist kein verständiger Politiker in Deutschland je im Zweifel gewesen; die Franzosen verhalten sich genau wie die Socialdemokratie: sie warten so lange, bis sie stark genug und die Umstände ihnen günstig sind, dann fallen sie über uns her. Die Aufgabe der deutschen Politik kann also Frankreich wie der Socialdemokratie gegenüber nur darin bestehen, zu verhüten, daß Macht und Umstände die beiden zum erfolgreichen Vorstoß ermuthigen können. Herr Whist fährt fort:

... Frankreich müsse hinter den Grenzen leben, die der Frankfurter Friede ihm gesteckt habe. Rußland wäre ebensowenig darauf eingegangen, Frankreich zu helfen, Elsaß-Lothringen zurückzuholen, als Frankreich auf eine Zumuthung Rußlands, die Waffen behufs Aufhebung des Berliner Vertrages zu ergreifen. Für die Gegenwart gelte also der heutige status quo in Europa als Basis des Uebereinkommens. Whist setzt aber voraus, daß Deutschland durch die Vermittelung Rußlands in dem Colonialreich, das Frankreich in den letzten Jahren erweitert hat, seinem Einfluß förderlich sein könnte, und sucht Bedenken über diesen Punkt zu beschwichtigen. Nur keine Ausschließlichkeit oder Einseitigkeit! räth er. Frankreich muß seine Stellung in Europa wiedergewinnen, muß sie, führt er aus, in Asien und Afrika verstärken und darf keine Mißwirkung verschmähen. Er spottet über die Kannegießer im Palais Bourbon und anderwärts, welche, sobald nur davon die Rede ist, mit Deutschland gütlich auszukommen oder durch ein Zusammengehen mit ihm einen Vortheil zu erringen, wie unlängst im äußersten Osten, über eine „Abweichung" der französischen Politik jammern und sich nicht darüber trösten können, daß Frankreich sich von Rußland ins Schlepptau nehmen lasse, um Demüthigungen von Deutschland zu erleiden.

Im großen Ganzen erscheinen die politischen Auffassungen des Herrn Whist (Balfrey) zutreffend. Namentlich können wir, so bemerken hierzu die „Hamburger Nachrichten", seinen Ansichten in Bezug auf coloniale Cooperation Frankreichs und Deutschlands in Afrika gegen England nur zustimmen. Im Uebrigen aber glauben wir, daß, wenn Rußland Frankreich aufforderte, den Berliner Vertrag zu zerreißen, Frankreich keinen Moment zögern würde, die Hand dazu zu bieten. In dieser Beziehung erblicken wir die Garantie der Aufrechthaltung des europäischen status quo doch mehr in der verständigen Politik Rußlands als in der Enthaltsamkeit Frankreichs.

Ein Telegramm aus Christiania hat den Eintritt einer Spaltung in der **norwegischen** radicalen Linken gemeldet, indem 4 Mitglieder sich für die Bewilligung des Budgets erklärt und dadurch die kleine radicale Majorität in die Minorität gebracht haben. Trotzdem ist die Situation noch immer verworren und schwankend. Nachdem alle Versuche, ein neues Cabinet, und zwar ein Coalitions-Ministerium, zu bilden, gescheitert waren, blieb nichts übrig als das interimistische Weiterverbleiben des Ministeriums Stang, das schon am 31. Januar dieses Jahres sein Rücktrittsgesuch eingereicht hatte. Das Ministerium hat jedoch aus diesem Anlaß die Erklärung abgegeben, daß es ohne besonderes Mandat des Storthings durchaus nicht gesonnen sei, die in der bekannten Tagesordnung in nahe Aussicht gestellten Unterhandlungen mit Schweden behufs Lösung der schwebenden Streitfragen einzuleiten. Ferner sei die Regierung zu sofortigem Rücktritt entschlossen, falls das Storthing sich weigern sollte, das auswärtige Budget ohne einschränkende Bedingungen zu bewilligen. Die Wirkung dieser Drohung ist in dem Umfalle jener vier Linkenmitglieder zu erkennen. Trotzdem ist die Regierungspartei bisher nicht geneigt, gewisse Vorbehalte in diesem Puncte fallen zu lassen. Sie will nämlich fordern, daß die Besetzung der schwedisch-norwegischen Gesandtschaften in Wien und Constantinopel in Zukunft nur auf Grund besonderer Storthingbeschlüsse zu erfolgen habe und daß sämmtliche anderen Gesandtschaften bei eintretender Vacanz nur provisorisch besetzt werden sollen. Des Ferneren sollen dem Ministerium des Aeußeren die Mittel „für geheime Ausgaben" nur unter der Voraussetzung bewilligt werden, daß einem Mitgliede der norwegischen Regierung Gelegenheit gegeben wird, die Verwendung dieser Mittel näher kennen zu lernen. Was das Budget für das Consulatswesen betrifft, so befürwortet die Storthingsmehrheit die Bewilligung desselben, da Norwegen das gemeinschaftliche Consulatswesen nicht gekündigt hat. Es wird jedoch daran die Bedingung geknüpft, daß die Consulatsposten mit festem Gehalt, welche gegenwärtig vacant sind oder späterhin vacant werden, nur auf Grund von Storthingbeschlüssen besetzt werden sollen. Wie man sieht, ist die von der Regierung verlangte bedingungslose Bewilligung des auswärtigen Budgets kaum zu erwarten. Man hofft jedoch in Storthingkreisen, daß das Cabinet trotzdem seine Drohung nicht verwirklichen, sondern vielmehr nach der Annahme des mehrerwähnten Budgets sein Entlassungsgesuch zurückziehen werde.

Die seit geraumer Zeit vorausgesehene Ministerkrise in **Serbien** ist drei Tage vor dem Zusammentritt der Skupschtina zum Ausbruche gekommen. Das Ministerium Christitsch hat seine Demission überreicht. Die Ursache der Krise ist bekannt; es handelt sich um das Karlsbader Finanz-Arrangement und dessen Chancen in der Skupschtina, welche ausschließlich seinetwegen einberufen ist. Die Fortschrittspartei, welche in der Skupschtina die meisten Stimmen zählt, trägt Bedenken, die Verantwortung für das Finanz-Arrangement zu übernehmen. Es kommen nun für die Lösung der Krise drei Combinationen in Betracht; die meiste Aussicht hat ein Coalitions-Ministerium Simitsch, falls ein Zusammengehen zwischen den Radicalen und der Fortschrittspartei zu ermöglichen wäre, und es ist ja auch schon die Berufung Simitsch's gemeldet worden. Aber auch ein rein fortschrittliches Ministerium Novakowitsch hätte nicht außer Betracht gestanden, vorausgesetzt, daß demselben die Fortschrittspartei in der Skupschtina Heerfolge geleistet hatte. Ganz zuletzt kam die Eventualität eines radicalen Ministeriums Pasitsch, zu dessen Zustandekommen die Radicalen gern die Hand unter der Bedingung der sofortigen Auflösung der der Skupschtina geboten haben. Von den Liberalen war überhaupt keine Rede. Den springenden Punct der kritischen Situation bildet also das Karlsbader Finanz-Arrangement. Das Ministerium Simitsch wird das Finanzarrangement ad acta legen und den Versuch mit kleinen finanziellen Verlegenheitsmitteln machen. Ein fortschrittliches Ministerium Novakowitsch hätte dagegen, wie wenigstens aus den Aeußerungen des fortschrittlichen Organs „Videlo" zu schließen ist, das Finanz-Arrangement durch die Skupschtina hindurchzudrücken versucht. Das Ministerium Christitsch bestand, wie bekannt, seit dem 27. October 1894. Herr Georg Simitsch, der mit der Bildung eines Coalitions-Cabinets betraute Gesandte Serbiens in Wien, hat bereits früher den Versuch gemacht, an der Spitze eines Coalitions-Ministeriums zu regieren, aber dieser Versuch scheiterte schon nach wenigen Wochen. Zwischen Simitsch und Christitsch lagen die Ministerien Nicolajewitsch und Avakumowitsch. Die Verworrenheit der serbischen Parteiverhältnisse kommt von Neuem grell zur Erscheinung. Ob es dem jungen Könige, der eifrig mit allen Parteiführern conferirt, gelingen wird, den richtigen Ausweg zu finden, ist abzuwarten. Für morgen ist die Skupschtina einberufen.

Deutsches Reich.

□ **Berlin**, 4. Juli. Gegen den Redacteur des „Vorwärts" J. Dietz, der vor Kurzem wegen Verächtlichmachung von Heereseinrichtungen verurtheilt worden, schweben noch verschiedene Anklagen, darunter eine wegen Majestätsbeleidigung. Diese ist darauf zurückzuführen, daß der „Vorwärts" in einem der „Leipz. Volksztg." entnommenen Gerichtsreferat den Wortlaut der Beleidigung, die zur Verurtheilung geführt, wiederholt hatte. Ferner schweben gegen Dietz mehrere Beamten-Beleidigungs- und Privatklagen. Letztere sind vom Rechtsanwalt Dr. Hans Blum und vom Schriftsteller Theodor Reuß angestrengt worden. Endlich hat sich Dietz noch wegen Verrufserklärung zu verantworten.

* **Berlin**, 4. Juli. Bei Berathung der Interpellation des Abgeordneten Dr. Sattler hat der Justizminister erklärt, daß nach der geltenden Strafproceßordnung der Staatsanwaltschaft ein Rücktritt von der Anklage nicht gestattet sei. Dieser allgemein gehaltene Ausspruch kann leicht zu Mißverständnissen führen. Allerdings kann der Staatsanwalt von der Anklage, wenn sie bereits den Gegen-

---

Feuilleton.

Haus Hardenberg.

25] Roman von Ernst von Waldow.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Aber Baleska blickte nicht zu ihr hinüber, wie sie doch sicherlich gethan haben würde, wenn es sich um sie und Viktor gehandelt hätte.

Das ließ sie etwas erleichterter aufathmen, doch wurde sie wieder unruhiger, als die Stiefmutter sich bei Aurelie entschuldigte und das Gemach verließ.

„Ja — was war das?" — auch sie hätte es gern gewußt.

Ob man nachschleichen, etwas von dem Gespräche zu erlauschen suchen sollte, das Luise jetzt sicherlich mit der alten Frau haben würde, die den Brief gebracht.

Nein, das ging doch nicht an, Anstands wegen.

„Friederike wird wohl etwas erfahren", meinte jetzt Renate leise, „das Ganze war allerdings auffällig."

„Das will ich meinen."

Aurelie lehnte sich in ihren Sessel zurück. Sie hatte auf einmal gar keine Eile, in das Orchesterconcert zu gehen, und auch Frau Reinsberg war völlig von ihr vergessen worden.

„Du könntest doch einmal nach Deiner Stiefmutter sehen, Renate", meinte sie dann nach einer Pause, „sie sah so blaß aus, vielleicht ist sie unwohl, die empfangene Nachricht schien sie sehr alterirt zu haben."

„Wenn Du glaubst, Tante."

Das junge Mädchen entfernte sich zögernd, kam aber bald mit der Meldung zurück, daß die Stiefmutter Luise aufgetragen habe, einen Wagen holen zu lassen und sich in ihrem Toilettenzimmer befände.

„Nun, das wird immer besser", rief Frau Aurelie, sich lebhaft erhebend, „zuerst lehnte sie es ganz entschieden ab, mit mir in das Concert zu fahren, weil sie nicht in der Stimmung ist, und jetzt fährt sie aus — am Abend — allein, da ihr Mann von Hause abwesend ist.

Sehr ungenirt, in der That! Das sind großstädtische Manieren!"

Die alte Friederike kam — natürlich nur ganz zufällig — in das Gemach, um Gustchen abzuholen und zu Bette zu bringen, wovon die Kleine, wie gewöhnlich, nichts wissen wollte.

Aber die Alte bestand auf ihrem Willen, die gute Hausordnung sollte mindestens, wo sie noch etwas zu sagen hatte, nicht gestört werden, es ginge ja ohnehin hier drunter und drüber.

„Nun, so schlimm wird es doch hoffentlich nicht sein, wie Du es machst", meinte Aurelie.

„Hm — das ist Ansichtssache. Ich denke wenigstens, meine liebe Frau Winterfeld, daß es keine Art hat, wenn die Hausfrau, sobald der Herr verreist ist, ihre Wege geht. Und absonderlich müssen die wohl sein, daß sie sich nicht einmal die Zeit genommen hat, ein Straßenkleid anzulegen, sondern den Pelz über den Schlafrock gezogen hat, mit einem so dichten Schleier vor dem Gesicht, daß sie aussah wie eine Maske.

Tante und Nichte warfen sich erstaunte Blicke zu.

„Ja", fuhr Friederike fort, was wahr ist, bleibt wahr, und ich habe nie Jemand was Böses nachgeredet, selbst meinen Feinden nicht, aber wenn ich auch nur eine arme, alte Person bin und keine Bildung besitze, so weiß ich doch so viel, daß sich so etwas nicht schickt, und meine liebe, selige Frau hätte sich's nicht einfallen lassen, Abends spät allein in solcher Maskerade das Haus zu verlassen, zumal wenn der Herr verreist war. Da war noch Zucht, Sitte und Ordnung im Hause, da kamen keine windigen Herren Lieutenants zum Speisen, da gab's keine Cavalcaden und Bälle und was weiß ich."

„O, Onkel Viktor habe ich lieb, er ist so amüsant und spielt immer mit mir", mischte sich Gustchen ein, die aufmerksam zugehört hatte.

Frau Winterfeld blickte Friederike an und legte den Finger an die Lippen, dann sprach sie seufzend:

„Gott besser's. Aber jetzt muß ich doch fort, obwohl mir die Lust an dem Concert vergangen ist."

VIII.

Baleska hatte indessen das Ziel ihrer Fahrt erreicht.

Der Wagen hielt vor dem bescheidenen Gasthause und der Kutscher sprang vom Bock, in der Hoffnung auf ein reichliches Trinkgeld zuvorkommend den Schlag öffnend.

Die junge Frau warf ihm auch einige Silbermünzen zu, schüttelte aber auf die Frage, ob er sie hier erwarten solle, verneinend das Haupt.

Als sie den matt erleuchteten Flur des Hauses betrat, erblickte sie den Bruder, welcher auf der obersten Stufe der Treppe stand, die in den ersten Stock führte.

Hastig eilte sie hinauf, er zog sie in sein Gemach, dessen Thür er offen gelassen, als er ihr entgegengeeilt war.

Wortlos umarmten sich die Geschwister. Dann entfernte Siegfried leise den verhüllenden Schleier von dem schönen Antlitz der Schwester und sagte seufzend:

„Armes Kind, wie blaß Du bist; verzeihe mir nur, daß ich Dich so erschreckt habe — aber es mußte leider sein!"

„Erzähle mir Alles!"

„Komm, setze Dich her, wir sind ganz ungestört, denn ich glaube kaum, daß noch andere Gäste im Hause sind."

Baleska setzte sich auf das hartgepolsterte Kanapee dem Bruder gegenüber nieder.

In einer Viertelstunde wußte sie Alles.

Sie hatte die Erzählung weder durch eine Frage noch durch einen Ausruf unterbrochen, jetzt stöhnte sie leise auf und bedeckte die Augen mit der Hand, ein kalter Schauer schüttelte ihre Glieder.

Ihr Bruder, der schöne, stolze Officier, auf der Flucht, des Mordes verdächtig!

Würde er es überleben, den Verlust alles Dessen ertragen, was ihm das Leben lieb und des Erstrebens werth gemacht?

Das Mädchen, welches er schon als seine Braut betrachtet, verloren für immer, seine Carrière ruinirt, mit einem Flecken auf der Ehre — aber nein, ein Erbach durfte das blanke Ehrenschild nicht durch einen Hauch trüben, hier war nicht Zeit zum Klagen und müßigen Träumen. Baleska richtete sich auf und sagte ruhigen Tones:

„Hier ist das Geld, bezahle die Ehrenschuld."

Siegfried nahm das Päckchen, das sie ihm reichte, es war in ein seidenes Taschentuch gewickelt.

In seinen Augen blitzte es wie neuer Lebensmuth, er athmete tief, erleichtert auf, als fiele eine Centnerlast von ihm ab.

„Dank — Dank, Schwester!"

Sie drückte krampfhaft die ihr gereichte Hand.

„Es sind 2250 Thaler, leider bleibt Dir nicht viel für Deine Reise, aber ich hatte im Augenblick nicht mehr, und wenn Du in Bukarest angelangt bist, lasse es mich sofort wissen, ich werde Mittel und Wege finden, Dir eine größere Summe zu senden."

Er senkte den Blick und fragte leise:

„Aber hat es Dich auch kein Opfer gekostet, mir das Geld zu geben?"

„Das ist Nebensache. Wann wirst Du es absenden."

„Von hier aus ist es zu spät, denn zu so vorgerückter Stunde wird die Post keine Geldsendungen mehr annehmen. Aber ich werde mich auf dem Centralbahnhofe erkundigen, ob ich das Geld nicht telegraphisch anweisen kann und sollte dies Schwierigkeiten machen, was ich nicht glaube, dann kann ich es in Myslowitz — der Grenzstation — aufgeben."

„Versuche es beim Telegraphenamt — ich habe nicht eher Ruhe, Siegfried, bis dieses unselige Geld fort und Dein Ehrenschein in Soltendorff's Händen ist."

„Du hast Recht, Baleska, mir ist, als hätte ich erst wieder festen Boden unter den Füßen. Das war eine entsetzliche Fahrt — so müßig angeschmiedet auf seinem Platze sitzen, mit den Gedanken im Hirn, die sich jagen und treiben und zusammenwirbeln — o, ich dachte zuweilen, ich würde wahnsinnig — so matt ich war, kam doch kein Schlaf in meine Augen."

„In dieser Nacht wirst Du Ruhe finden. Fasse Muth, es kann ja Alles noch gut werden."

Siegfried schüttelte leicht das Haupt, um seine Lippen zuckte es — er dachte an Wilhelmine.

Auch Baleska's Gedanken flogen in die Vergangenheit zurück, aber sie sah Clotilde's bleiches Gesicht mit den funkelnden Augen, dem trotzig aufgeworfenen Munde, wie sie die verlassene Geliebte des Bruders zuletzt erblickt: gab es doch eine Strafe für die moralische Schuld, welche die Welt belächelt?

„Wir müssen uns trennen", sprach sie dann mit der früheren Energie, „obwohl wir uns noch so viel, so viel zu sagen hätten, doch das kann vorläufig Alles schriftlich abgemacht werden."

Wie sie so nebeneinander standen, diese beiden schönen, schlanken Gestalten, mit den edel geschnittenen, blassen Gesichtern, den traurigen Augen, da trat die Aehnlichkeit zwischen Beiden recht auffällig zu Tage.

Siegfried blickte der Schwester liebevoll, warm in's Auge, ihr Werth war ihm erst heute recht bewußt geworden. Sie war doch eine Erbach geblieben, trotz ihrer freiwilligen Dienstbarkeit, trotz der bürgerlichen Heirath. Dabei fiel ihm Hardenberg ein.

„Und Dein Mann?" fragte er gedehnt.

„Er ist verreist."

SLUB
Wir führen Wissen.